



Michelle Demishevich
Lost in Trans*lation

Mein Bordell: Die sicherste Festung von ganz Istanbul

Heute erzähle ich Ihnen, wie es dazu kam, dass ich einmal drei Monate in einem Istanbul Bordell gewohnt habe. 2003 lebte ich in Ortaköy, einem Istanbul Viertel am Bosphorus, das säkular und transfreundlich ist. Ich war immer noch erfolglos auf der Suche nach einem Job und pleite. Die letzten zwei Monatsmieten und Nebenkosten hatte ich schon nicht mehr zahlen können. Schließlich klingelte meine Vermieterin und sagte mir, dass ich innerhalb von drei Tagen aus der Wohnung raus sein müsse. Wie in dem Film „50 First Dates“ erlebte ich die gleiche Situation immer wieder von Neuem. An diesem Abend packte ich meinen berühmten kleinen Koffer ein weiteres Mal. Ich rief meine Freundin İslan an, eine trans Frau aus Izmir, die mich in Ortaköy abholte.

Wir klingelten an der grünen Eisentür eines maroden Gebäudes in einer der Hintergassen von Beyoğlu. Eine trans Frau öffnete die Tür und hieß uns mit einem offenen Lächeln willkommen. Als ich eintrat, schauten mich Dutzende lächelnde trans Frauen an. In dem Augenblick begriff ich, dass wir in einem Bordell waren. Die Mädels umarmten und küssten mich eine nach der anderen. Alle redeten durcheinander, stellten mir Fragen, manche berührten meine Haare. Sie dachten wohl, dass meine blonden langen Haare eine Perücke seien. Währenddessen ging ständig die grüne Eisentür auf und Männer kamen herein. Was für ein hervorragender Ort für eine Journalistin, dachte ich mir.

Ich bekam ein kleines Zimmer in der obersten Etage. In der ersten Nacht habe ich Beyoğlu vom Balkon aus betrachtet. Trotz des ganzen Chaos, des Lärms und des Gewimmels war Beyoğlu mit seinem Glanz vergangener Tage von beeindruckender Schönheit. In dem Bordell in Istanbul's kriminellstem Viertel verbrachte ich eine friedliche Nacht. Dieses Haus war für mich die sicherste Festung der Stadt.

Das Bordell wurde für drei Monate mein Zuhause, und die Prostituierten waren meine Familie. Die Mädels organisierten sogar eine kleine Arbeit für mich. Weil ich gut Englisch sprach, habe ich für die touristischen Kunden übersetzt und mir so ein Taschengeld verdient.

Das Gebäude war sehr alt. Wahrscheinlich hat es vor dem Istanbul Pogrom 1955 Griechen oder Juden gehört. In dem Gebäude wohnte eine wunderschöne Frau namens Ebru Soykan. Ich wurde ihre Tochter. In der Istanbul trans Community ist die Mutter-Tochter-Beziehung verbreitet. Ebru brachte mir bei, eine trans Frau zu sein. Eine Istanbul trans Frau ist manikürt, trägt Chanel-Parfüm – und auf keinen Fall Sneakers. Sie erklärte mir, dass bei Dates der Mann die Rechnung zahlt und die Frau mit dem Auto abholt.

Ebru wurde zu einer Freundin, die in meinem Leben einen ganz besonderen Platz einnahm. Sechs Jahre später wurde sie von einem Mann, der sie wiederholt belästigt hatte, mit 36 Messerstichen umgebracht. Sie wurde 28 Jahre alt.

Die Fünftage- vorschau

Fr., 17. 1.
Anne Dushime
Bei aller Liebe

Mo., 20. 1.
Hengameh
Yaghoobifarah
Habibitus

Di., 21. 1.
Jörn Kruse
Nach Geburt

Mi., 22. 1.
Lin Hiersie
Chinatown

Do., 23. 1.
Anna
Goldenberg
**Die Internet-
explorerin**

kolumne
@taz.de

Alfred Bauer
(1898–1984),
Verleger
und Inhaber
des Bauer
Verlages, vor
den Titeln
einer seiner
Publikationen
im Jahr 1966
Foto: dpa/
picture alliance

talk of the town

Image und Umsatz

Späte Einsicht: Der Bauer Verlag will seine Geschichte zwischen 1933 und 1945 von Historikern durchleuchten lassen. Der Anstoß zur Aufklärung kommt mal wieder von außen

Von **Stefan Reinecke**

Die deutschen Großverlage Bertelsmann, Burda und DuMont haben ihre Geschichte im Nationalsozialismus bereits vor längerem aufarbeiten lassen. Das geschah allerdings nie aus eigenem Antrieb, sondern stets weil Enthüllungen und Imageschäden größeren Ausmaßes drohten und weil es irgendwie eben nicht mehr anders ging. Selbst die Aufarbeitung in die Hand zu nehmen, schien dann als das geringere Übel.

Ziemlich kurios kam es zur Selbsterforschung des Bertelsmann Konzerns. Dessen Chef Thomas Middelhoff verbreitete 1998 die mehr als kühne These, Bertelsmann sei nach 1933 ein Hort des Widerstands gewesen.

Die von Bertelsmann unter Druck initiierte historische Forschung brachte erstaunlicherweise anderes zu Tage. Der Bertelsmann-Chef hatte Kontakte zur SS. Der Verlag verdiente sich 1940 mit dem nicht direkt antifaschistischen Bestseller „Mit Bomben und MGs über Polen“ eine goldene Nase.

Nun steht der Bauer Media Group (Umsatz 2,2 Milliarden Euro) das Gleiche ins Haus. Bekannt ist: Alfred Bauer, seit 1935 Mitinhaber des Verlags, kaufte in den 1930er Jahren mindestens zwei Immobilien von jüdischen Eigentümern, offenbar zu Dumpingpreisen. Nach 1945 einigte sich Bauer mit den Ex-Besitzern auf einen Vergleich.

Ahnlich war es bei den Gebrüdern Burda. Die hatten sich 1933

gerühmt ein sogenannter „judenfreier“ Betrieb zu sein und 1938 günstig eine Großdruckerei von jüdischen Deutschen gekauft. Nach 1945 einigte man sich auf einen Vergleich.

Dass Firmen in Deutschland vom NS-Regime profitierten, war nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Manche steigerten ihren Gewinn, weil jüdische Konkurrenz wegfiel. Manche beteiligten sich an Arierisierungen, die oft erpresserische Manöver an der Grenze zum Raub waren.

1944 gab es kein größeres deutsches Unternehmen ohne Zwangsarbeiter. Acht Millionen Verschleppte hielten die Industrieanlagen in Schuss. Ohne sie wäre der rasche Wiederaufstieg der deutschen Industrie, deren Anlagen 1945 weitgehend intakt

waren, unmöglich gewesen. Dieser Wiederaufstieg ist als Wirtschaftswunder im kollektiven Gedächtnis abgespeichert, für die Zwangsarbeit ist darin kein Platz.

Das ist Allgemeinwissen. Um so verblüffender wirkt die hartnäckige Schwerhörigkeit von Konzernen wie Bauer. Offenbar fürchten gerade international agierende Konzerne, dass amtlich beglaubigte NS-Nähe doch ein Risiko fürs Geschäft sein könnte. Konkret zum Thema hat Bauer nur beizusteuern, dass man leider „über keinerlei Firmenunterlagen aus der Zeit des Nationalsozialismus mehr verfügt“.

Die Bauer Media Group geht nun, ausgelöst durch Recherchen von Spiegel und Zapp, den gleichen Weg wie Bertelsmann und Burda zuvor. Historiker sollen erkunden, was nach 1933 so im Hause Bauer los war. Das ist vernünftig, weil nur so solide zu Tage gefordert werden kann wie es den eigentlich gewesen ist.

1944 gab es kein größeres deutsches Unternehmen ohne Zwangsarbeiter

Es ist 75 Jahre nach Kriegsende für Konzerne allerdings auch weniger schmerzhaft die eigene Geschichte dokumentieren zu lassen als immer wieder stammelnd Recherchen investigativer Journalisten kommentieren zu müssen. Letzteres wirkt im besten Falle ahnungslos, im schlechteren erscheint man wie ein spät entdeckter Täter, der Schlimmes zu verheimlichen hat.

VW beauftragte schon vor mehr als 35 Jahren den Historiker Hans Mommsen damit, die Geschichte der Zwangsarbeiter im Werk zu untersuchen. Historiker zu engagieren verspricht ja sogar einen gewissen Imagegewinn: Aufklärung auch noch selbst zu bezahlen wirkt nobel und ehrlich.

Dem Bauer-Konzern ist die Einsicht, dass Historiker aus der Breduille helfen können, wohl zu spät gekommen, um noch auf Moral-Benefit spekulieren zu können.



taz shop

Naturreine ätherische Öle

Ein Tropfen auf den heißen Stein kann entgegen der Redewendung eben doch etwas bewirken. Naturreine ätherische Öle von Aries, jeweils 50 ml in einer Glasflasche mit Tropfenspender. **Lavendel € 22,99, Orange € 9,99, Citronella € 6,50.**



10% Rabatt für taz-AbonnentInnen & taz-GenossInnen
taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21
10969 Berlin | T (030) 25902138 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop

specht der woche

Das Essen im Krankenhaus ist schlecht

Christian Specht, Jahrgang 1969, ist politisch engagiert und setzt sich für mehr Mitwirkungsmöglichkeiten von Menschen mit Beeinträchtigung ein. Seit 2017 ist er der erste Mensch mit Beeinträchtigung im Vorstand der Lebenshilfe. Er hat ein Büro in der taz, und wenn er möchte, zeichnet er uns den „Specht der Woche“.

Ich habe ein Bild von einem Zimmer im Krankenhaus gemalt. Ich habe nämlich in der Abendschau einen Beitrag über schlechtes Krankenhausessen gesehen. Da wurde gezeigt, dass das Essen überhaupt nicht schmeckt und ungesund ist.

Ich frage mich: Ist das in anderen Krankenhäusern auch so? Das ist doch total schlimm, wenn Patienten so was essen müssen.

Ich war auch schon im Krankenhaus und da hat das Essen manchmal gut geschmeckt. Und manchmal hat es überhaupt nicht geschmeckt. Da hab ich das dann gar nicht erst gegessen. Es ist doch wichtig, dass es darüber Aufklärung gibt. Es sollte eine Gruppe mit einer Kampagne geben, die sich darum kümmert. Das könnte so was sein, wie das Krankenhausbegehren, das es mal in Berlin gab. Da ging es ja auch darum, dass Krankenhäuser mehr Geld bekommen.



Ich kann mir auch vorstellen, selber ins Krankenhaus zu gehen und heimlich darüber zu berichten, wie das Essen ist. Mich interessiert das sehr, warum das so ist und was man dagegen tun kann. *Protokoll: krt*

Unter taz.de/specht können Sie Christian Spechts Beiträge der vergangenen Monate nachlesen, sich an den Bildern des Kolumnistens erfreuen und sich seinen Podcast anhören